

GEORG KURSCHEIDT

## EIN BRIEF SCHILLERS AN LUISE ANDREÄ

Eine Neuerwerbung des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar

Am 14. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Herzoglichen Militär-Akademie in Stuttgart entlassen, die er nahezu acht Jahre lang besucht und (nach zwei zuvor gescheiterten Versuchen) mit einer medizinischen Dissertation *Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen* (NA Bd. 20, S. 37-75)<sup>1</sup> abgeschlossen hatte. Als sich die Anstaltstore hinter dem jungen Regimentsmedikus schlossen, eröffnete sich dem ehemaligen Zögling die lang ersehnte Freiheit, die er im Kreise alter Schulfreunde weidlich auskostete. Man trieb sich allabendlich in Gasthöfen herum, trank, rauchte, kegelte, spielte Karten und gab sich burschikos: »Seid mir schöne Kerls«, schimpfte Schiller einmal (vermutlich Ende 1781) auf einem Zettel, den er im Wirtshaus zurückließ, nachdem er vergeblich auf seine Kumpane gewartet hatte. »Bin da gewesen u[nd] kein P[etersen], kein Reichenbach. Tausensakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol euch alle der Teufel! Bin zu Hauß, wenn ihr mich haben wollt.« (NA Bd. 23, S. 29). Vielleicht hatten sich die Kameraden in Schillers Stammkneipe »Zum Goldenen Ochsen« in der Hauptstätter Straße treffen wollen. Es hat sich jedenfalls eine Rechnung des Ochsenwirts Johannes Brodhag erhalten, nach welcher Schiller und sein Freund, der Bibliothekar Johann Wilhelm Petersen, allein in den zwei Monaten zwischen Mitte Mai und Mitte Juli 1782 fast jeden zweiten Tag im Gasthof waren und für insgesamt 13 Gulden und 39 Kreuzer »Wein« und »Schuncken« verzehrt hatten (vgl. Dokumente zu Schillers Leben, Nr. 171; NA Bd. 41 IIA, S. 223), – noch die Hälfte davon eine erhebliche Summe für einen jungen Militärarzt, der bloß 18, später 23 Gulden im Monat verdiente.

Zu dem Leben eines Bohemiens, das Schiller in seiner Stuttgarter Zeit führte, gehörten natürlich auch Frauen. Hier bestand Nachholbedarf für ehemalige Carlsschüler, die in strenger Isolation nicht nur im Allgemeinen »unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal«, sondern im

<sup>1</sup> Schillers Werke. Nationalausgabe, Bd. 1ff., Weimar 1943ff. (im Folgenden: NA).

Besonderen »unbekannt mit dem schönen Geschlecht« geblieben waren (NA Bd. 22, S. 94). Denn »die Tore dieses Instituts«, so erklärt Schiller seinen Lesern in der Ankündigung seiner Zeitschrift *Rheinische Thalia* vom 11. November 1784, »öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu sein« (ebd.). Was Schiller betrifft, so berichtet sein Freund Petersen, er habe sich – ähnlich anspruchslos wie beim Verzehr kratzender Weine und schlechten Schnupftabaks – mit »garstigen Weibern« abgegeben,<sup>2</sup> darunter, wie Georg Friedrich Scharffenstein, ein anderer Freund, bestätigt, mit »Soldatenweibern, auch en compagnie«.<sup>3</sup> Viel spricht dafür, dass auch Schillers Zimmerwirtin sich des Unerfahrenen annahm: Luise Dorothea Vischer (1751-1816), die dreißigjährige Witwe des württembergischen Hauptmanns Ferdinand Christoph Vischer (1748-1779), welche die untere Etage eines Hauses des Carlsschulprofessors Balthasar Haug am Kleinen Graben bewohnte und eines der Zimmer untervermietete. Sie ist Adressatin von Schillers schlüpfrig-schwülstigen »Laura«-Gedichten.<sup>4</sup> Dass sie »von ihrer Anziehungskraft gegenüber jüngeren Männern, die in ihrem Hause wohnten, nicht ungerne Gebrauch machte«,<sup>5</sup> scheint ihre Verhaftung im März 1785 zu bestätigen, als sie mit dem noch nicht zwanzigjährigen Carlsschüler Johann August Bernhard von Braun, Vater ihrer im August desselben Jahres geborenen Tochter, in die Schweiz fliehen wollte.

Doch begegnete Schiller dem »schönen Geschlecht« nicht nur in der Stuttgarter Halbwelt, sondern auch in der wohlhabenden bürgerlichen Gesellschaft. Der Weg dorthin führte von der Tante zu den Nichten: Die Vischerin entstammte nämlich der angesehenen Stuttgarter Arztfamilie Andreä. Sie war die (wesentlich jüngere) Schwester des Mediziners Jakob Eberhard Andreä (1737-1777), der (seit 1760) mit Marie Luise Friederike Mögling (1741-1816) verheiratet gewesen war. Aus dieser Ehe gingen sieben Töchter hervor. Die beiden ältesten waren Luise (1760-1837) und Wilhelmine (1764-1837), genannt Minna. Die beiden Schwestern standen im Mittelpunkt einer ganzen Schar von Verehrern aus der Stuttgarter und Tübinger Poeten- und Künstlerszene, zu denen auch Schiller gehört haben soll. Unter den Bewerbern um Wilhelmine waren neben den Theologiestudenten Karl Friedrich Reinhardt und Karl Philipp Conz, der seit gemeinsamen Kindertagen in Lorch mit Schiller befreundet war, auch Gotthold Friedrich Stäudlin, Herausgeber des *Schwäbischen Musenalmanachs*

<sup>2</sup> Handschrift im SNM/DLA Marbach.

<sup>3</sup> Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde, Stuttgart u. Berlin 1904, S. 207.

<sup>4</sup> Vgl. Schillers Selbstrezension seiner *Anthologie auf das Jahr 1782* (NA Bd. 22, S. 133).

<sup>5</sup> Jacob Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke, Bd. 1, Berlin 1890, S. 382.

auf das Jahr 1782, den Schiller als literarischen Konkurrenten empfand und der ihn zur Herausgabe eines eigenen Almanachs provozierte, der *Anthologie auf das Jahr 1782*. Nach Gerüchten, die der alte Johann Jakob Bodmer in Zürich, mit dem Stäudlin in literarischen Beziehungen stand, brieflich weiter verbreitete, soll Schiller mit letzterem »nicht nur in der Poesie, sondern in der irdischen Liebe«<sup>6</sup> rivalisiert haben. Ob freilich Schiller in Wilhelmine Andreä verliebt war und ob sie die heimliche Adressatin seines *Anthologie*-Gedichts *An Minna* ist, in dem der Dichter Klage gegen die Geliebte führt, die sich anderen Männern zugewandt hat, ist nicht sicher erwiesen.<sup>7</sup> Nicht zweifelhaft dagegen ist, dass Schiller Mitglied des Kreises von jungen Leute um die beiden ›Andreäinnen‹ war, deren zweite, Luise, von Schillers Carlsschulfreund, dem Komponisten und Hofmusikus Johann Rudolph Zumsteeg, geliebt wurde.

Dies geht nicht zuletzt aus einem Billett hervor, welches lange Zeit im Besitz der Familie Zumsteeg gewesen war, im Dezember 2009 aber vom Goethe- und Schiller-Archiv Weimar erworben worden ist (vorläufige Signatur: NZ 31/09,1). Das weder datierte noch adressierte Briefchen ist – passend zur scherzhaft verwendeten Form einer ›amtlichen Bescheinigung‹ – in großen, kräftigen Zügen niedergeschrieben:

Madam

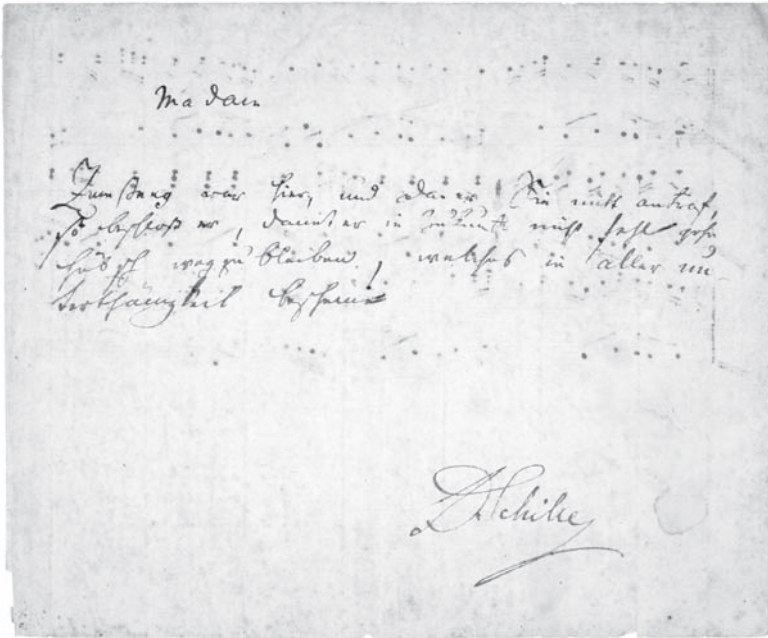
Zumsteeg war hier, und da er Sie nicht antraf, so beschloß er, damit er in Zukunft nicht fehlgehe hübsch weg zu bleiben, welches in aller un-  
terthänigkeit bescheine

DSCHILLER

Die Handschrift besteht aus einem Doppelblatt (17,5 × 21 cm); alle vier Seiten sind beschrieben. Das Doppelblatt war mit dem linken Rand des 2. Blattes auf eine Pappe geklebt. Der Text des Billetts findet sich auf der 1. Seite. Die 2. Seite enthält in der oberen Hälfte Noten und Text der ersten Strophe von Gottfried August Bürgers Gedicht *Zechlied*. Im *September 1777*: »Ich will einst bei Ja und Nein | Vor dem Zapfen sterben« (zuerst gedruckt in dessen Gedichten, Göttingen 1778, S. 292). Die untere Hälfte und die 3. Seite füllt der Text des vollständigen Gedichts. Auf der 4. Seite

<sup>6</sup> Brief Bodmers an Johann Heinrich Schinz vom 11. Mai 1782, in: »... warlich ein herrlicher Mann ...«. Gotthold Friedrich Stäudlin. Lebensdokumente und Briefe, hrsg. v. Werner Volke, Stuttgart 1999, S.150f.; Ähnliches wiederholte Bodmer im Brief an Schinz vom 16. Juli 1782 (vgl. ebd., S. 159).

<sup>7</sup> Vgl. die Zusammenstellung der Zeugnisse und deren Diskussion in: Richard Weltrich, Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen, Bd. 1 [mehr nicht erschienen], Stuttgart 1899, S. 817-822.



Friedrich Schiller: Billett an Luise Andreä, 1781/1782 (H: GSA Weimar)

stehen, wiederum in der oberen Hälfte, Noten und Text der ersten Strophe des Gedichts *Der Lebenssatte* von Christian Daniel Friedrich Schubart aus dem Jahr 1774 (vgl. Christian Daniel Friedrich Schubart's Gedichte, hrsg. v. seinem Sohne Ludwig Schubart, T. 2, Frankfurt/M. 1802, S. 254f.): »Ach was hat man auf der Welt | Ehre, Güter, Schmaus und Geld«; darunter folgen die weiteren Strophen des Gedichts. Von wem Komposition und Abschrift der Gedichttexte stammt, konnte nicht ermittelt werden. Jedoch scheint Zumsteeg weder der Komponist<sup>8</sup> noch – einem Handschriftenvergleich zufolge – der Abschreiber zu sein.

Das Billett ist zweimal gedruckt worden, – zuerst von Ludwig Landshoff (Johann Rudolph Zumsteeg. Ein Beitrag zur Geschichte des Liedes und der Ballade, Berlin 1902, S. 48), drei Jahre später von Ernst Müller (Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, hrsg. v. Max Koch, Berlin 1905, S. 332). Es gehört in den 1956 erschienenen Band 23 der Schiller-Nationalausgabe, ist damals jedoch übersehen worden.

<sup>8</sup> Keines der beiden Lieder wird bei Gunter Maier erwähnt: Die Lieder Johann Rudolph Zumsteegs und ihr Verhältnis zu Schubert, Göttingen 1971.

Dass es sich bei der angesprochenen »Madam« um Luise Andreä handelt, unterliegt keinem Zweifel. Schiller hatte Zumsteeg zu einem Besuch bei dessen Freundin begleitet. Nachdem sie diese nicht angetroffen und eine Zeit lang vergeblich auf sie gewartet hatten, griff Schiller nach einem Papier, das gerade zur Hand war, und schrieb stellvertretend für den enttäuschten Freund das launige Billett. Es ist der einzige Brief Schillers an diese Adressatin.

Schwieriger ist die Frage nach der Datierung zu beantworten, jedenfalls, wenn es um ein genaues Datum gehen soll. Aus dem Inhalt geht hervor, dass das Billett aus Schillers Zeit als Regimentsmedikus in Stuttgart stammt. Dazu passt die Unterschrift: »D« (DOCTOR).<sup>9</sup> Als *Terminus post quem* kommt Zumsteegs Entlassung aus der Herzoglichen Militär-Akademie am 25. Juli 1781 in Frage, als *Terminus ante quem* Schillers Flucht aus Stuttgart am 22./23. September 1782. Wann Zumsteeg Luise Andreä kennen gelernt hat, ist nicht bekannt, wohl aber, dass er sich bereits kurz nach seinem Austritt aus der Akademie als deren Verehrer bekannte: »Vous êtes la première du beau Sexe a qui je devoue mon amitié!«<sup>10</sup> So lautet seine Unterschrift unter eine Eintragung in Luisens Stammbuch aus dem August 1781. Ob die Verehrte die Freundschaft sogleich erwidert hat, ist nicht genau zu bestimmen. Vermutlich litt sie damals noch unter einer »unglücklichen Liebe«, von der Karl Friedrich Reinhard in einem Brief vom 13. Dezember 1781 seinem Bruder Philipp Christian berichtete.<sup>11</sup> Und wenn es erlaubt ist, poetische Aussagen historisch zu nehmen, dann hatte Luise noch länger zu leiden; in einem Gedicht von Karl Philipp Conz »An Luisen. | (Februar 1782.)« tröstet der Dichter die Angesprochene: »O! Noch harren deiner wahre Freuden; | Denke nicht, daß eines Gottes Ruf | Deine schöne Seele nur zu Leiden | Und dieß sanfte Aug zu Thränen schuff.«<sup>12</sup> Dies alles hindert jedoch nicht anzunehmen, Zumsteegs Besuch, bei dem das Billett entstanden ist, habe irgendwann in der Zeit nach August 1781 stattgefunden und wohl vor September 1782, weil Schiller seit Anfang dieses Monats vermutlich mit den Vorbereitungen seiner Flucht beschäftigt war.

<sup>9</sup> Als »Doctor« unterschrieb Schiller nur Briefe aus den Jahren 1781/82; lediglich in zwei Fällen geschah dies auch in späterer Zeit (vgl. Schillers Briefe an Wolfgang Heribert von Dalberg vom 3. April 1783 und an Adolph Freiherrn von Knigge vom 14. April 1784; NA Bd. 23, S. 77 u. 133).

<sup>10</sup> Zit. nach Ludwig Landshoff, Johann Rudolph Zumsteeg (1760-1802). Ein Beitrag zur Geschichte des Liedes und der Ballade, Berlin [1902], S. 44.

<sup>11</sup> Wilhelm Lang, Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild. 1761-1837, Bamberg 1896, S. 587, Anm. 5.

<sup>12</sup> Episteln [von Karl Friedrich Reinhard und Karl Philipp Conz], Zürich 1785, S. 191.

Etwa zur gleichen Zeit, im August/September 1782, war offenbar Zumsteegs Beziehung zu Luise Andreä so weit gediehen, dass deren Mutter und Verwandten sich veranlasst sahen, gegen den unstandesgemäßen und überdies katholischen Bewerber um ihre Tochter Einspruch zu erheben. In einer von Karl Philipp Conz verfassten (nicht veröffentlichten) Elegie an Luise aus diesen Monaten heißt es:

Harre! Beste! einst kommt der Tag und schafft Euch zur Eden  
 Eure Wüsten dann um und kränzt mit *Freuden* die *Leiden*:  
 Warum gabst du, o Plutus! die Lasten von Silber dem Thoren,  
 Der sie nicht weiß zu gebrauchen, und nahmst sie den besseren Edlen? –  
 Warum drückt uns das eiserne Joch: Geburt und Verhältniß?<sup>13</sup>

»Lasten von Silber« hatte Zumsteeg in der Tat nicht zu bieten. Er erhielt bei Antritt seiner Stelle als Hofmusikus 200 Gulden Jahresgehalt. Der unerwünschten Beziehung suchte die Familie dadurch ein Ende zu bereiten, dass sie Luise zu Anfang des Jahres 1783 für ein paar Wochen aufs Land schickte, zum protestantischen Pfarrer Georg Ludwig Weber in Plieningen, einem Schwager von Luisens verstorbenem Vater. Die Hoffnung jedoch, dort werde Luise den jungen Mann vergessen, erfüllte sich nicht. Es war der Pfarrer selbst, der sich für die beiden einsetzte. Er schrieb am 29. Januar 1783 einen vermittelnden Brief an den Obristen Christoph Dionysius Seeger, den Intendanten der Carlsschule; darin heißt es:

Die Heyraths-Angelegenheiten der Jgfr. Andreäin mit H: Zumsteeg [...] sind nicht in dem besten Geleiß. Die beede junge Leute gehen aus allen Kräfften auf die Sache loß, und hat das Frauenzimmer im eilen bereits Fehler gemacht, welche nun zu grossen Hindernissen werden. Mutter hingegen und Pfleger, auf welche beede Personen das meiste ankommt, sehen diese Heyrath vor eine unüberlegte und gefährliche Sache an, und wollen ihren Beyfall und Einstimmung, es koste auch, was es es wolle, nicht geben.<sup>14</sup>

Um die jungen Leute an weiterem unbedachten »eilen« und an der Wiederholung eines »Fehlers« zu hindern, für den der wackere Pfarrer offenbar Luise allein verantwortlich machte, gab er dem Musiker folgenden Rat:

wann ich Zumsteeg wäre, so bäte ich um Erlaubniß, reisen zu dürffen, gienge auf ein paar Jahre weg, und käme dereinsten mit Ehre wieder.

<sup>13</sup> Zit. nach Wilhelm Lang, Wilhelmine Andreä, in: *Euphorion* 2, 1895, S. 750.

<sup>14</sup> H: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; Sign.: A 272 Bü 250 (S. 1).

wer weißt was sich in dieser Zeit veränderte, und ob er nicht als dann seine Louise ohne alle Mühe haben könnte!<sup>15</sup>

So gut dieser Vorschlag gemeint war, so wenig war das liebende Paar geneigt, ihm zu folgen. Vielmehr schufen die beiden Heiratswilligen in den kommenden Monaten die Fakten, die Pfarrer Weber vorausgesehen hatte. Zumsteeg machte sich – wie er in einem Brief an Schiller vom 15. Januar 1784 formulierte – »so nahe mit ihr [Luise] bekannt, daß alle Schwierigkeiten, welche ihre Verwandten mir in den Weg legen gehoben werden mußten.« (NA Bd. 33 I, S. 18).<sup>16</sup> Luise Andreä wurde schwanger. Gleichzeitig setzte sich Seeger bei Herzog Carl Eugen für den Komponisten ein. Er war ihm wohlgesonnen und versuchte gewiss auch, unliebsames Aufsehen um den Hofmusiker zu vermeiden. Nach mehreren abschlägigen Bescheiden erhielt dieser schließlich im November 1783 die Bewilligung einer Verdopplung seines Gehalts auf 400 Gulden. Luises Familie gab angesichts des drohenden Skandals ihren Widerstand auf, und so konnte die »Jgfr. Andreäin« am 29. November 1783 ihren Zumsteeg heiraten, drei Monate vor der Geburt ihres Sohnes Rudolph Eberhard (1784-1844). Damit hatte sich der Wunsch von Pfarrer Weber – »Der Gott der Heyrathen, (ich sage immer, es seye ein besonderer Gott des Heyrathens) wende auch diese Sache zum besten!«<sup>17</sup> – gerade rechtzeitig erfüllt. Voll Enthusiasmus ruft Zumsteeg in seinem Brief an Schiller vom 15. Januar 1784 aus:

Ich bin verheurathet! – verheurathet sag ich Dir! – denk nur! verheurathet! – an eine Andraein, die älteste Tochter des verstorbenen D[oc]tor] Andrae. Du kennst sie schon. Bruder! 'S ist ein herrliches Weib! (NA Bd. 33 I, S. 18).

Stolz berichtet er weiter, dass er zum guten Erfolg dem Herzog habe »einige Federn ausrufen« müssen: »Ich ließ ihm nicht eher Ruhe biß er mir meine lausige Besoldung mit 200 lausigen Gulden vermehrte.« (NA Bd. 33 I, S. 19). Vertraulich fügt er – auf Schillers Flucht aus Stuttgart anspielend – hinzu: »ich will nicht schwören, aber hol mich der Teufel! ich hätt's gemacht wie weiland Schiller – (entre nous soit dit) alle Anstalten waren schon gemacht« (ebd.). Karl Philipp Conz besuchte das junge Paar und schrieb darüber in einem Brief, der vermutlich aus der ersten Jah-

<sup>15</sup> Ebd. (S. 2).

<sup>16</sup> Facsimile in: Georg Günther, »Bist Du mein Freund nicht mehr? Johann Rudolph Zumsteeg und Friedrich Schiller, in: Johann Rudolph Zumsteeg (1760-1802). Der andere Mozart?, hrsg. v. Reiner Nägele, Stuttgart 2002, S. 16 (Begleitbuch zu einer Ausstellung in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart vom 9. Oktober bis 23. November 2002).

<sup>17</sup> H: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; Sign.: A 272 Bü 250 (S. 3).

reshälfte 1784 stammt, an seinen Freund Karl Friedrich Reinhardt: »Luise und Zumsteeg leben so vergnügt, als man es in den ersten Kußmonathen erwarten kann, zusammen. Sie brachte mir gleich ihren Jungen entgegen!«<sup>18</sup>

So begann eine Ehe, die von materiellen Sorgen und persönlichen Schicksalsschlägen begleitet wurde. Trotzdem war es nach Luises eigener Aussage eine glückliche:

In unserer zwanzigjährigen Ehe hatten wir vieles Ungemach zu tragen. Er trug es als Mann und teilte immer redlich und herzlich mit mir! Ich darf sagen, dass unsere Ehe eine Kette von Leiden war, worinen Krankheiten, Wochenbette und Leichen immer abwechselten,<sup>19</sup>

heißt es nach dem Tod des Komponisten in einem Brief an Gottfried Christoph Härtel in Leipzig, Mitinhaber des Musikverlags Breitkopf & Härtel in Leipzig, in dem Zumsteegs Kompositionen erschienen.

Ob Schiller während seines Aufenthalts in Stuttgart von März bis Mai 1794 Luise Zumsteeg wiedergesehen hat, ist nicht bekannt. Nach dem plötzlichen Tod des Freundes durch einen Schlaganfall am 27. Januar 1802 suchte die Witwe, die mit hinterlassenen Schulden zu kämpfen hatte, noch einmal den Kontakt, wenn auch durch Vermittlung von Friedrich Haug, Schillers Freund aus Zeiten der Militär-Akademie. Dieser bat in einem Brief vom 5. Februar 1802 darum, Schiller möge sich dafür einsetzen, dass das Weimarer Theater Zumsteegs kurz vor seinem Tod vollendetes Singspiel *Elbondocani*, dessen Libretto von Haug selbst stammt, für 6 Louisdor (etwa 31 Reichstaler) ankaufe (vgl. NA Bd. 39 I, S. 188f.). Schiller fragte daraufhin am 11. Februar bei Goethe an, indem er den Preis zum Besten der Familie unter der Hand auf 6 Carolin (etwa 36 Reichstaler) erhöhte (vgl. NA Bd. 31, S. 103). In einem Brief an Haug vom 5. März musste Schiller jedoch mitteilen, dass das Angebot nicht angenommen werden könne, weil die Theaterkasse »erschöpft« sei (NA Bd. 31, S. 114). Glücklicherweise aber kam das Geschäft doch noch zustande, und zwar durch Wilhelm von Wolzogen, der sich Mitte März mit dem Weimarer Erbprinzen Carl Friedrich in Stuttgart aufhielt. Auf Bitten Haugs kaufte Wolzogen das Werk an, für 12 Dukaten, was den von Schiller in Anschlag gebrachten 36 Reichstalern entsprach. Mit seinem Brief vom 26. März 1802 schickte Haug die Partitur an Schiller. Die erste Aufführung in Weimar fand am 3. Dezember 1804 statt.

<sup>18</sup> H: SNM/DLA Marbach.

<sup>19</sup> Zit. nach Georg Günther (vgl. Anm. 16), S. 18.



Luise Zumsteeg, die lediglich eine kleine Pension des württembergischen Herzogs zur Verfügung hatte, erhielt von Breitkopf & Härtel Hilfe. Der Verlag richtete ihr eine Musikalienhandlung ein, die sie viele Jahre mit Erfolg führte. Im Jahr 1825 übergab sie das Geschäft an ihren jüngsten Sohn Gustav Adolph (1794-1859). Ihren Lebensabend verbrachte sie mit ihrem erstgeborenen Sohn Rudolph Eberhard (1784-1844) und ihrer jüngstgeborenen Tochter Emilie (1796-1857), die als Pianistin, Sängerin und Komponistin in die Nachfolge des Vaters trat. Am 3. November 1837 starb Luise Zumsteeg in Stuttgart. Sie wurde 77 Jahre alt.